

## Mirela

Von der Schule kommend, schlenderte ich über den Marktplatz meiner Heimatstadt in Siebenbürgen. Die Hitze war fast unerträglich. Kein noch so leichter Windhauch war zu spüren. Nichts erinnerte mehr an die sonst so laute und rastlose Betriebsamkeit des Wochenmarktes. Selbst die sonst so unermüdlichen Bauern dösten vor sich hin.

Es war das bunte Völkergemisch des Marktes, das mich damals, in den 50-er Jahren, immer wieder magisch anzog. Ungarische Bäuerinnen in ihren buntbestickten, gerafften Röcken verkauften ihr Obst neben siebenbürgisch-sächsischen Bäuerinnen, die ihre sonnenzerfurchten Gesichter mit breiten Strohhüten schützten. Die rumänischen Bauern, sommers wie winters mit ihren Schafsfellmützen bekleidet, schnitten mit dünnen Drähten, an deren Enden jeweils fingerdicke Hölzchen angebracht waren, hauchdünne Scheiben Schafskäse zum Probieren ab. Zwischen ihnen saß im Türkensitz eine Großfamilie Zigeuner auf der Erde; sie hatten ihre selbstgemachten Reisigbesen wie spitze Indianerzelte aufgestellt und unterhielten sich gestikulierend auf zigeunerisch. Einer der Zigeuner hielt mir einen Reisigbesen vor die Nase und pries mir seine Wunderkraft in den höchsten Tönen an. Sah er denn nicht, daß ich, mit meinem Schulranzen auf dem Rücken, kein geeigneter Kunde war?

Schon seit einiger Zeit hatte ich das Gefühl von jemandem verfolgt zu werden. Jedesmal, wenn ich den Kopf wendete, huschte eine kleine Gestalt hinter ein Faß oder duckte sich neben einen Berg Maiskolben. Halb ärgerlich, halb amüsiert rief ich in ihre Richtung: "Feigling!" Da schnellte plötzlich eine kleine Zigeunerin mit zerzaustem, schwarzem Lockenkopf hinter einem tragbaren Hühnerstall hervor, warf mir einen bösen Blick zu, raffte ihre bunten, langen Röcke und lief barfuß davon.

Am nächsten Tag sah ich sie wieder. Sie stand auf Zehenspitzen neben einem Pferd und streifte ihm einen Futtersack über den Kopf. Als spürte sie meine Anwesenheit, drehte sie sich plötzlich zu mir um und sah mich mit ihren großen, schwarzen Augen feindselig an.

"Willst du mein Butterbrot?" Mir fiel im Augenblick nichts Besseres ein. Sie nickte. Ich kramte das Brot aus meiner Schulmappe und reichte es ihr. Zögernd streckte sie ihre dunkle Hand danach aus, nahm es und klappte es neugierig auf. Die Wurstscheiben darauf schienen den Ausschlag zu geben. Sie klappte die Scheiben wieder zusammen und biß entschlossen hinein.

"Verkauft ihr hier Waren?" Wieder nickte sie.

"Wo ist euer Stand?" Sie zeigte mitten in das Menschengewühl hinein.

"Woher kommt ihr denn?" Mit einem Arm beschrieb sie einen Kreis. Es waren also Wanderzigeuner, die mit ihrem Planwagen unterwegs waren.

"Wie heißt du denn?"

"Mirela. Aber ich darf nicht mit dir reden." Ängstlich blickte sie sich um.

Sie durfte mit mir nicht reden? Ich war es doch, die mit ihr nicht reden durfte! 'Mit Zigeunern wollen wir nichts zu tun haben.' Die Stimme meiner Mutter klang mir noch im Ohr. Entschlossen drehte ich mich um und tauchte im Trubel des Marktes unter.

Aber meine Gedanken kehrten immer wieder zu ihr zurück. Auch hatte ich das Gefühl, von Mirela beobachtet zu werden. Und tatsächlich: Als ich mich umsah, stand sie, in gehörigem Abstand, hinter mir. Diesmal lief sie nicht fort.

"Was willst du eigentlich von mir?" Langsam näherte ich mich ihr wieder und blieb ärgerlich vor ihr stehen.

"Deine Schleife!" Sie zeigte mit ihrer schmutzigen Hand keß auf die rote Schleife in meinen Haaren und sah mich erwartungsvoll an. Wenn es nur das war! Ich hatte noch eine

Menge davon zu Hause. Ich löste das Band aus meinen Haaren und hielt es ihr hin. Blitzschnell verschwand es in ihrer Rocktasche.

Einige Zeit standen wir unentschlossen voreinander.

"Komm mit!" Ich folgte ihr zögernd. ‚Du sollst nicht...‘ hörte ich die Stimme meiner Mutter. Ach, so schlimm konnte es doch nicht sein. Was sollte schon geschehen?

Mirela führte mich einige Straßen weiter und schlüpfte dann durch das Loch eines morschen und windschiefen Zauns. Ich hinterher. Sie schien sich hier auszukennen, denn plötzlich saßen wir in einem verwilderten Garten im hohen Gras. Nur noch von weitem drangen die Geräusche des Marktes zu uns.

Wenn mich meine Mutter sehen würde!

"Hier sieht mich meine Mutter nicht!" Mirela schien die gleichen Gedanken zu haben.

"Wie alt bist du?" Sie hob ihre Hände und spreizte ihre zehn Finger. Dann zeigte sie noch drei Finger dazu. Demnach waren wir gleich alt.

Nach einer langen Pause meinte sie: "Wenn du willst, zeige ich dir meine Erdbeerstelle im Wald!" Das war wirklich ein Vertrauensbeweis, denn solche Stellen wurden üblicherweise nur innerhalb der Familie weitergegeben.

"Ich darf nicht", sagte ich traurig, und sie nickte verständnisvoll.

In den nächsten Tagen ging ich gelegentlich an dem Garten vorbei, in der Hoffnung, Mirela dort zu treffen. An heißen Tagen lagen wir verborgen im hohen, kühlen Gras und unterhielten uns.

Ich lernte von ihr Kürbiskerne zu knacken, ohne Zuhilfenahme der Finger, nur mit den Zähnen und der Zunge und dann die Schalen in hohem Bogen gezielt auszuspucken. Sie lernte von mir ihren Namen auf die Erde zu schreiben. Ich schmuggelte für sie von unserem Mittagstisch Wiener Schnitzel. Sie gewöhnte sich an meine schneeweißen Kniestrümpfe und an meine frischgestärkten Sommerkleider. Ich gewöhnte mich an ihren eigentümlichen Geruch nach Pferden und an ihre dreckverkrusteten Füße.

Sie fragte mich nie nach meinem Namen und meiner Adresse. Ich fragte sie nie nach ihrer Familie.

Ich schenkte ihr bunte Murmeln und kaufte ihr Himbeerlimonade. Sie schenkte mir einen runden, weißen Kieselstein, der wie ein Tennisball aussah. Wir genossen die Tage, wie sie kamen, ohne Pläne zu machen, ohne uns zu verabreden.

Wir respektierten uns und traten uns nie zu nahe. Zwischen uns blieb eine gewisse Distanz, die wir auch nicht durchbrechen wollten. Wir kamen aus verschiedenen Welten und wußten, daß unser Beisammensein nur von kurzer Dauer sein würde.

So verging ein heißer Sommer.

Dann kam der Tag, an dem Mirela nicht im Garten erschien. Auch an den darauffolgenden Tagen nicht. Da wußte ich, daß sie mit ihrer Familie weitergezogen war. Täglich hatte ich damit gerechnet, und jetzt wollte ich es mir nicht eingestehen; Ich vermißte sie.

Ein Jahr war vergangen. Im Sommer des nächsten Jahres kam ich mit einigen Freundinnen von einem Fahrradausflug zurück. An der Stadtgrenze machten wir eine letzte Rast. Die Fahrräder hatten wir in den Straßengraben geschoben, und nun saßen wir müde am Rande der Landstraße.

Langsam zog eine Großfamilie Zigeuner mit ihren Planwagen an uns vorbei.

Mit dem Rücken zur Fahrtrichtung saß Mirela im letzten Wagen neben einem jungen Mann und ließ ihre nackten Füße hinunterbaumeln. In ihrem Schoß lag ein winziger Säugling, nach Zigeunerart bis zum Hals fest in ein Tuch geschnürt.

Durch nichts verriet ich uns. Trotz des brennenden Wunsches, sie auf mich aufmerksam zu machen, stand ich nur auf und schaute zu ihr hin.

Im allerletzten Augenblick, kurz bevor der aufgewirbelte Staub auch den letzten Wagen verschluckte, sah sie mich dann doch. Sie erkannte mich sofort. Geistesgegenwärtig hob sie das kleine Bündel schnell hoch und hielt es in meine Richtung. Ich konnte genau das runde, dunkle

Gesicht des schlafenden Kindes erkennen. Dann, als ob sie mir sagen wollte, daß der junge Mann neben ihr auch noch dazugehörte, lehnte sie ihren Kopf an seine Schulter. Dabei sah sie mich unverwandt an.

Geistesgegenwärtig hatte Mirela so die Gunst der Stunde genutzt, mir ihre kleine Familie vorzustellen. Und es war gleichzeitig ein Abschied. Wir wußten beide, daß unsere Wege für immer auseinanderlaufen würden.